

Wolfgang Ernst: Das Rumoren der Archive. Ordnung aus Unordnung. Berlin: Merve 2002 (= Internationaler Merve-Diskurs 243). 141 S., 11 Euro.

Wolfgang Ernst hat ein interessantes Buch geschrieben - interessant vor allem, weil es die Archive aus einer philosophischen Außenperspektive beobachtet und gerade deshalb Fragen in einer Grundsätzlichkeit aufwirft, die den engeren Diskurs der Facharchivare zunächst vielleicht irritieren mag, auf jeden Fall aber dazu anregen sollte, alte, lieb gewonnene Konzepte von archivischer Ordnung (und Bewertung) noch einmal zu durchdenken. Dies gilt vor allem für das Provenienzprinzip, das seit dem 19. Jahrhundert den Aufbau der Archive in Deutschland (und andernorts) bestimmt hat. Für Wolfgang Ernst, der sich von der poststrukturalistischen Philosophie hat inspirieren lassen, ist das Provenienzprinzip in seiner traditionellen Form heute nicht mehr haltbar. Mit seiner Grundidee, archivische Bestände entlang und gegliedert nach der Struktur der Verwaltung zu bilden, ignoriert es scheinbar die Heterogenität und Pluralität von Diskursen innerhalb und über die Grenzen von Behördenorganisationen hinweg. Es suggeriert bestehende, verbindliche Ordnungen, wo doch im Grunde erst der (re-)konstruierende Archivar durch seine Bestandsbildung Ordnung schafft. Noch vor jeder Historiographie ist damit für Ernst archivistisches Wissen in Geschichte(n) gefaßt, ist also "narrativ verstellt[...]".¹ Nichts zeigt dies deutlicher als der Umgang mit Nachlässen, wo von vornherein "eine fragmentarische Biographielandschaft", eine "diskrete und anonyme Alphanumerik von Aktensignaturen und Folio-Blattzahlungen",² als Lebensgeschichte interpretiert wird; "nirgendwo sonst wird Person und Papierkorpus so häufig verwechselt". Was im Archiv entsteht, sei die "Semantisierung einer institutionellen Organisation durch die Hermeneutik des Organismus, mithin also die Anthropomorphisierung eines Apparats durch Lebensphilosophie" (S. 88). Ernsts Kritik an einer solchen Form der Geschichts-Vorschreibung trifft Prinzipielles; sie ruft Zweifel wach am objektivistischen Ethos der Archivare. Die Kritik läßt sich sogar noch zuspitzen, wenn man nicht nur den Aspekt der Ordnung, sondern darüber hinaus die Frage der archivischen Bewertung in die Überlegungen mit einbezieht. Wolfgang Ernst verzichtet darauf; zumindest fehlt es bei ihm an expliziten Hinweisen auf die Problematik der Überlieferungsbildung, obwohl gerade sie deutlich macht, in welchem hohem Maße der Archivar historisches Wissen vorstrukturiert.

1 Wolfgang Ernst: Nicht Organismus und Geist, sondern Organisation und Apparat. Plädoyer für archiv- und bibliothekswissenschaftliche Aufklärung über Gedächtnistechniken. In: Sichtungen 2 (1999), S. 129-139, hier S. 129.

2 Ebd., S. 135.

riert. Denn nicht nur, daß er die vorgefundenen Daten zu Mustern zusammenfügt; er nimmt sich sogar die Freiheit, bestimmte Daten bei der Bestandsbildung zu unterdrücken und auszuscheiden. Das genau ist gemeint, wenn Brenneke (auf den Ernst sich mehrfach beruft) die Bildung von Archivkörpern fordert. Was aber ist die Alternative? Nach Ernst besteht sie darin, die historische Information im Archiv so zu belassen, wie sie tatsächlich vorliegt: als *einzelnes* Dokument, als *einzelne* Akte, jedenfalls als distinkte Einheit. Nicht die (Re-)Präsentation von Kontexten sei die Aufgabe der Archive, sondern das Verfügbarmachen von Einzelinformationen. Dies könne am besten geschehen, wenn der einzelne "Archivbestand" nicht provenienzmäßig nach Herkunftszusammenhängen, sondern "durch eine von außen an ihn herangetragene Ordnung" erschlossen werde. Auf diese Weise trete "der Sachbetreff des alten Pertinenzprinzips wieder stärker in Erscheinung" (S. 118). Was Ernst bei dieser Lösung freilich übersieht, ist der Umstand, daß auch eine Ordnung nach Sachbetreffen immer eine Ordnung ist. Sie mag heterogener, diskontinuierlicher und damit insgesamt 'wilder' sein; aber sie ist letztlich ebenso wie die Rekonstruktion von administrativen Entstehungszusammenhängen eine vom Archivar entworfene historische Struktur. Auch die Vielfalt thematischer Diskurse ist ein Konstrukt und bedeutet, indem nur eins von vielen Ordnungssystem realisiert wird, eine Form der Geschichts-Vorschreibung für die späteren Archivbenutzer. Vielleicht liegt darin auch die tiefere Ursache dafür, daß Ernst bei seiner Forderung nach stärkerer Gewichtung des Pertinenzprinzips nicht stehenbleibt. Sein eigentliches Ziel ist das "dynamische[...] Archiv" (S. 134), das kein Archiv im heutigen Sinne mehr ist, sondern die überkommene Read-Only-Datenbank ersetzt durch ein Medium der ständigen Speicherung, Modellierung und Neu-Speicherung. Der Ort, an dem sich nach Ernst diese immer neuen Gedächtnismetamorphosen vollziehen sollen, ist das Internet. Erst im digitalen Raum des World-Wide-Web seien die "Zeichen tatsächlich auf eine elementare Einheit" heruntergebrochen, mutieren also auch technisch die "Atome[...] des Archivs" zu Pixeln und Bits, die "verrechen-, vertausch- und übertragbar" sind (S. 46). In dieser Netz-Welt der laufenden "Übertragung" kann jeder selbst entscheiden, welche Information verfügbar gemacht wird. So verlockend sich diese Vorstellung aber auch ausnimmt, weil sie auf den ersten Blick Wissen und Kultur in einem elementaren Sinne zu demokratisieren scheint, als so gefährlich entpuppt sie sich bei näherer Betrachtung. Noch ist der Zugang zum Internet keinesfalls für alle sichergestellt. Zwar wird das Internet in Deutschland von fast 30 % Prozent der Bevölkerung genutzt (Stand: Mai 2001); bestimmte Personenkreise (z. B. Frauen, ältere Menschen und

solche mit niedrigerer Schul- und Berufsausbildung) sind aber dennoch bei der Nutzung benachteiligt oder sogar gänzlich von dieser ausgeschlossen. Damit treten an die Stelle traditioneller Formen sozialer Ungleichheit (arm-reich) neue, ohne daß das Phänomen sozialer Ungleichheit als solches aufgehoben wird. Hinzu kommt, daß das "dynamische[...] Archiv" nicht nur vielen verschlossen bleiben würde, sondern bis heute vieles erst gar nicht in dieses Archiv aufgenommen wird (ganz abgesehen davon, daß das Internet selbst für das, was aufgenommen wird, technisch ein äußerst fragiles Speichermedium darstellt). Im Prinzip gilt das für alle Informationen, die nicht öffentlich sind. Die Politik z. B. schirmt einen Großteil ihres Wissens systematisch ab (indem sie es z. B. nur im internen Intranet zugänglich macht). Im herkömmlichen Archiv ist solche Information wenigstens retrospektiv noch zugänglich, im Internet nicht. Umgekehrt bedient sich gerade die Politik ebenso wie die Wirtschaft des Internets als eines Mediums zur gezielten Informationssteuerung und 'Manipulation'. Das World-Wide-Web folgt also in weiten Bereichen den systemischen Machtstrukturen (zumal, wenn es sich um aufwendig gestaltete Internetpräsenzen handelt) auf Kosten der Lebenswelt. Das Internet als dynamisches Archiv (das rechtlich bislang kaum geregelt und letztlich auch nur bedingt regelbar ist) begünstigt also diejenigen, die über die nötigen Ressourcen verfügen, um dieses Archiv zu steuern. Die gleiche Problematik begegnet auch bei den Abfragemöglichkeiten des Internets. Ernsts Konzept flexibler Recherchemöglichkeiten, die an keine feste Struktur gebunden sind, neigt dazu, die Wirklichkeit des Internets zu idealisieren. Suchmaschinen, die vorgeben, neutral oder sogar nach den besonderen Wünschen des einzelnen Nutzers das Internet-Angebot zu durchforsten, sind in Wahrheit vor allem ausgerichtet an den Imperativen wirtschaftlicher Interessen. Wer im Internet sein Glück sucht, der findet Bücher und Tabletten. Möglicherweise sind ja die Ordnungsstrukturen, die in dieser Weise das vermeintlich offene Internet-Archiv kommerziell organisieren, weitaus undurchschaubarer als der inzwischen immer stärker transparent gemachte Aufbau öffentlicher Archive.